

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

304 (31.12.1930) Die Mußestunde

Herr — wie sein Vater — und wie der alte Fritz? Ist das nicht gespenstig, wie sie durch die Silvesternacht reiten? Einer der Bauern meint: „Nee, — das sind die apokalyptischen Reiter, das ist der Ritter, der Teufel und der Tod!“ Sie schauen in die Nacht von Verdun und empfinden wie einen leisen Schauer die Hölle, die sich später auflut, ein kurzes Jahr danach. Es wird Morgen. Der Hauptmann des Generalstabs taucht auf — aus dem Drahtverhau wie ein Stück Nebel. Die Nacht ist aus, der Spuk zerrinnt über der Maas. Irgendwo ruft eine Stimme: „Na, prost Neujahr!“

Neujahrsfest beim Taschi-Lama

Von Sven Hedin

Jch hatte meinen Rundgang kaum beendet, als ein wohlbeleibter, jovialer Chinese namens Ma mir seinen Besuch machte. Er war Offizier und Befehlshaber der 140 Mann starken chinesischen Lansa, die in der Stadt in Garnison lag. Ich bat ihn in mein Zelt und bewirtete ihn mit Tee und Zigaretten. Ma war es unbegreiflich, woher ich gekommen war. Er meinte, ich müsse vom Himmel gefallen sein, von meinem Kommen habe er nicht das geringste gehört. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie auf dem Wege nach Schigatse sind, dann wäre ich ihnen mit meinen Soldaten entgegengetreten. Denn diese Stadt ist wie Lhasa Europäern verschlossen.“ Ich lachte und scherzte mit Ma und fragte, wie in aller Welt wir uns nun verhalten sollten, da ich mich ja doch tatsächlich leibhaftig in Schigatse befände. Am 11. Februar erhielt ich in aller Herrgottsfrühe Besuch von Lob-sang Tsering, einem Lama und Sekretär des Taschi-Lama, und Duan Suän, einem chinesischen Beamten, die von meiner Herkunft gleichfalls keine Ahnung gehabt hätten und vermutlich glaubten, ich sei aus der Erde emporgestiegen. Auch sie stellten Fragen und machten sich Aufzeichnungen. „Ich weiß, daß die Neujahrsfestspiele heute beginnen“, sagte ich. „Es ist mein Wunsch, sie mir anzusehen.“ „Das ist unmöglich für einen Europäer.“ — „Ich wünsche auch den Panschen Rinpotsche, den Taschi-Lama, zu sehen.“ — „Nur eine kleine Anzahl Sterblicher dürfen vor sein Angesicht treten.“ Es fiel mir plötzlich ein, meinen chinesischen Paß hervorzuholen und Duan Suän zu zeigen. Er las ihn aufmerksam und mit steigendem Interesse durch. Seine Augen wurden immer größer, und schließlich sagte er: „Das ist ja ein großartiger Paß! Warum haben Sie uns den nicht gleich gezeigt?“ „Weil er nur für Ostturkestan ausgestellt ist und ich statt dessen nach Tibet gereist bin.“ „Das ist einerlei; dieses Papier ist von großer Bedeutung!“ Sie entfernten sich. Eine Weile später überbrachte mir ein Lama einen Willkommgruß des Taschi-Lama: ein Kadach, ein langes Stück weißer Seide, dessen Ueberreichung Hochachtung, Segen und Willkomm bedeutet. Und was für mich wichtiger war: ich wurde feierlich eingeladen, ins Kloster zu kommen und dem Neujahrsfest beizuwohnen. Jetzt segnete ich die indische Regierung, die auf den chinesischen Paß gedrungen hatte. Ohne ihn hätte ich vermutlich nie die Erlaubnis erhalten, Taschi-Lunpo zu besuchen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, daß es mir gelang, ungehindert bis Schigatse vorzudringen. Zum Teil beruhte es vielleicht auf der Achtung, die die Tibeter seit dem englischen Kriegszug nach Lhasa 1903 und 1904 vor den Waffen der Europäer hatten; ferner darauf, daß viele Häuptlinge und Pilger sich nach Taschi-Lunpo begeben, um das Neujahrsfest zu besuchen, und schließlich darauf, daß ich am letzten Tag auf dem Fluß gereist und erst bei Dunkelheit angekommen war. Ein Glück war es auch, daß ich zwei Tage vor Beginn des Neujahrsfestes eingetroffen war und infolgedessen die seltene Gelegenheit hatte, dem höchsten Fest der lamaistischen Kirche beizuwohnen, und zwar in dem Kloster, das während der Abwesenheit des Dalai-Lama — er war vor den Engländern geflohen und hielt sich damals in Urga auf — das vornehmste der ganzen lamaistischen Welt war.

Das Losar, das Neujahrsfest, wird zur Erinnerung an Bud-dhas Sieg über die sechs Irrlehren und an den Triumph der wahren Religion über den Unglauben gefeiert. Es ist ein Fest des ganzen Volkes und feiert die Wiederkehr des Frühlings und des Lichtes, nachdem das Dunkel und die Kälte überwunden sind. Jetzt sprießt die Saat, jetzt keimt das Gras für die Herden der Nomaden. Die Losar dauert fünfzehn Tage. Von nah und fern strömen Pilger nach Taschi-Lunpo und überall hört man die heiligen sechs Silben „Om maai padme hum“. Ein Kammerherr des Taschi-Lama, Tsaktserken, überbrachte mir neue Grüße seiner Heiligkeit und teilte mir mit, daß er

und der Lama Lobsang Tsering beauftragt seien, während meines Aufenthaltes in Schigatse mein persönliches Gefolge zu bilden. Ich zog mein „Fesigewand“ an, Frack, Oberhemd und Lack-schuhe, und Muhamed Isa nahm seinen prächtigen roten Ehren-mantel um und setzte seinen goldgestickten Turban auf. Robert, Tsering und zwei andere Lamaisten durften uns begleiten. Wir ritten zum Kloster, das nur zwölf Minuten entfernt lag. Ueber-all wimmelte es von Pilgern, und zu beiden Seiten des Weges waren kleine Stände aufgeschlagen, wo Süßigkeiten und Bretzeln feilgeboten wurden.

Am Tor der Klosterstadt stiegen wir ab und ließen die Pferde zurück. Dann gingen wir eine steile Gasse hinauf. Das Pflaster besteht aus großen, dunklen Steinplatten, die von den Fußsohlen unzähliger Pilger im Lauf der Jahrhunderte blankpoliert sind. Zu beiden Seiten standen hohe Häuser mit den Schlaftälen der Mönche, und das Ganze überragend, hob der Labrang, wo der Taschi-Lama residiert, seine schöne, weiße Fassade empor mit kleinen Balkonen, dunklen Fensterrahmen und schwarzen und roten Rändern unterhalb des Dachsimses. Wir kamen durch ein Labyrinth dunkler Räume und Gänge. Schließlich traten wir auf eine Galerie hinaus, an deren Brüstung für mich ein Lehnstuhl bereitstand.

Von hier aus hatte ich eine prächtige Aussicht auf den Schau-platz der Festsche, einen rechteckigen Hof, der von offenen Galerien umgeben ist. Diese Veranden, die auf hölzernen Säulen ruhten, erhoben sich in mehreren Stockwerken übereinander. In der Mitte erhob sich ein hoher Mast mit herabhängenden bunten Bändern. Vom Hofraum führte eine Steintreppe zur Roten Galerie hinauf, die noch mit schweren schwarzen Vorhängen aus Jakwolle verhängt war.

Zwei Mönche traten jetzt auf eine der obersten Dachplattformen hinaus und bliesen dumpfe Töne auf Muschelhörnern. Dieser erste Hornstoß bedeutete, daß die Priesterschaft Tee trank. Aus dem Innern der verhängten Roten Galerie ertönte melodischer Chorgesang, der zum Crescendo anschwell und dann allmählich verklang. Die Loge des Taschi-Lama lag oberhalb der Roten Galerie und war durch einen breiten Vorhang aus gelber Seide mit Goldfransen gekennzeichnet. Hinter diesem Vorgang nahm der heiligste aller Priester Tibets Platz und schaute durch eine kleine Oeffnung den Festspielen zu. Dumpfe mächtige Posaunen-stöße kündeten, daß der Taschi-Lama den Labrang verlassen hatte, ein Gemurmel ging durch die wartende Menge. Nun kam die Prozession. Hohe Lamas mit den Insignien des Heiligen schritten voran, und dann erschien er selbst. Alle erhoben sich und verneigten sich tief.

Einige Mönche stellten einen Tisch mit Süßigkeiten vor mich hin und erklärten mir auf meine Frage, der Taschi-Lama sende mir diese Erfrischungen. Da ich grade seinem Blick begegnete, erhob und verneigte ich mich, und er nickte mir freundlich zu. — Die Zuschauer brachen in Jubelgeschrei aus. Die letzte Nummer des Programms bestand in einem gemeinsamen Tanz von sechzig Lamas. Darauf erhob sich der Taschi-Lama und schritt ebenso langsam und feierlich hinaus, wie er gekommen war, und die Pilger zerstreuten sich wie Spreu vor dem Winde.

(Mit besonderer Erlaubnis des Brockhaus-Verlages, Leipzig, dem Buch „Mein Leben als Entdecker“ entnommen.)

Bücher

Anthologien. Der Gedanke der Verständigung zwischen den Völkern und die Arbeit für den Frieden wird da und dort lebendige Tat. Wir dürfen nicht rasten und ruhen, und alle Zeichen, die der Erkenntnis dienen, daß jenseits der Grenzen Menschen leben, die nach Lösung der Lebenshärten suchen, die mit uns leiden und verstehen, sollen uns bereit finden zur guten Deutung. So soll auch die Anthologie deutscher Dichterinnen gut gedeutet werden. Sie ist, in Paris durch J. P. Lebourg herausgekommen unter dem Titel: „les Poétesses Allemandes Contemporaines“ und enthält Gedichte deutscher, deutsch-österreichischer, auslands-deutscher und deutsch-schweizerischer Frauen. M. delle Grazie, die in Wien lebende Italienerin, die deutsch schreibt und in deutschem Verlag herauskam, ist vertreten, auch El. Dauthendey, Rosa Mayreder, Ilse Reick, Anna Kappstein, Hermine Malerheuser, Alice Fliegel und viele andere. Das hübsche, weiße Bändchen enthält 124 Gedichte deutscher Frauen in gut eingeschmolzenem Französisch. Verlag Massoni. Paris, Preis 3,50 Mk. — Auch der Oesterreichische Autorenverband hat durch August Eigner eine Anthologie deutscher und österreichischer neuer Lyrik herausgebracht (Preis 1,50 Mk.). Es handelt sich besonders um sangliche Lieder, die nach Vertonung suchen. Unter den vielen Liedern ist manches wertvolle und melodischschwingende. Komponisten werden schon auf ihre Rechnung kommen.

DIE MUSSESTUNDE

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES VOLKSFREUND

Schmiede, Volk!

Schmiede, Volk! dein Hammer blüht,
Flamme drängt zur Fruchtbarkeit.
Schmiede Zukunft, schmiede Zeit!
Das Jahrhundert brennt und glüht.

Schmiede, Volk! Der Weltraum braust.
Schmiede Flammen, Erz und Stahl!
Schmiede Licht aus deiner Qual!
Schmiede Segen deiner Faust!

Schmiede, was du schmieden mußt,
Deine Arbeit ist geweiht!
Deine Schmiede ist die Zeit!
Schmiede Glück in deine Brust!

Rot aus deinem Hammer blüht
Einst der Zukunft reines Licht.
Schmiede, Volk, das Weltgericht!
Dein Jahrhundert brennt und glüht!

Heinz von der Ruhr



1931

Ein alter Silvesterbrauch

Von Edgar Reimold

Zu den ältesten Bräuchen, welche das Volk in Nord und Süd, Ost und West am Abend des 31. Dezember übt, der von jeher einer der wichtigsten Los- und Orakeltage war, an denen man eine Frage an das Schicksal frei zu haben glaubt, gehört das Bleigießen. Ueber seinen Ursprung herrscht immer noch Unklarheit. Vielleicht besteht ein Zusammenhang mit den Orakelsprüchen der Haruspices, jener Priester im alten Rom, welche nach der Beschaffenheit der Eingeweide bei den Opfertieren weissagten. Auf jeden Fall ist die Sitte uralt und eine der wenigen, welche sich, aus heidnischer Zeit stammend, durch die Jahrhunderte hindurch unverändert in die Gegenwart hinübergerettet haben; denn der Drang des Volkes, die Zukunft zu erforschen und dem Schicksal ein wenig in die Karten zu gucken, ist heute noch ebenso stark, wie er es bei unseren heidnischen Vorfahren war. — — — — — Uebrigens kann man das Bleigießen nicht als ausgesprochenen Silvesterbrauch bezeichnen, man pflegt es in einigen Gegenden Deutschlands auch am Andreastage (30. November), einst der letzte Tag des alten Jahres, sowie am Thomastage (21. Dezember) vorzunehmen, während es früher am Matthiastage (24. Februar) und — namentlich in Schwaben — am St. Veitstag (15. Juni) ebenfalls üblich war. — — — — — In romanischen Ländern wird heute noch am Abend des Johannistages, der bekanntlich im Volksglauben stets eine wichtige Rolle gespielt hat und immer noch spielt, Blei gegossen. Am weitesten verbreitet ist die Sitte in Mazedonien und auf Sizilien, was uns in der Vermutung bestärkt, daß sie dort bereits in alter Zeit bekannt gewesen sein muß. Ob es aber im Rom des klassischen Zeitalters schon Bleiorakel gegeben hat, läßt sich nicht nachweisen. — — — — — In erster Linie sind es von jeher namentlich die Mädchen und Frauen gewesen, die das Bleiorakel befragt haben, um über allerlei Liebes- und Eheangelegenheiten Auskunft zu erhalten. Hauptsächlich gilt es, näheres über den künftigen Bräutigam zu erfahren, wes Standes er sein wird, ob er arm oder reich ist, hübsch oder häßlich, klein oder groß etc. etc. Um diese Dinge dreht sich ja mehr oder weniger seit den ältesten Zeiten das Denken aller jungen Mädchen, sie stehen ebenso wie vor 1000 Jahren, heute noch im Brennpunkt des Interesses. — — — — — Während man gegenwärtig das erhitzte Blei einfach aus einem alten Löffel in ein Gefäß mit Wasser oder auf einen Teller mit Sand gießt, geschah es früher nur aus einem ererbten Löffel und durch den Bart eines Erb- oder Kirchenschlüssels hindurch, da, wie man glaubte, nur so die rechte Wirkung zu erzielen sei. Statt des Bleis nahm man vielfach auch wohl Zinn. — Aus den Figuren, welche entstehen, zieht man nun seine Schlüsse, wobei natürlich die Phantasie häufig die schönsten Blüten treibt: „Im Auslegen seid munter; Legt ihr nicht aus, so legt was unter“, hat schon Goethe gesagt. — Bei der Auslegung der Bleifiguren gibt es altüberlieferte Normen, so bedeuten z. B. Schafe einen Landmann, Federn einen Lehrer oder Schreiber, Fische einen reichen Mann, Hunde einen Förster oder Fleischer, Schiffe einen Seemann, etc. Ein Licht soll eine Feuersbrunst im Hause des betreffenden Mädchens, ein Kreuz den Tod ankündigen. — Statt des Bleis nimmt man einzeln auch wohl Talg oder — z. B. in Ostpreußen und Schlesien — das Weiße eines Eis, das, ebenso wie Blei, in eine Schüssel mit Wasser gegossen wird. Das beliebteste Material aber ist es zu allen Zeiten das Blei gewesen. Diesen Umstand hat sich die Industrie zunutze gemacht; überall in den Geschäften kann man Silvesterblei kaufen, es gibt sogar fertig gegossene Bleifiguren, in deren Innern kleine Zettel mit gedruckten Prophezeiungen oder mit Sinnbildern verborgen sind.

Wieder kleine Silvester einen Vater fand

Von Jean Bonot

Wie er es jedes Jahr am fröhlichen Silvesterabend zu tun pflegte, hatte sich Galuchet genau um Mitternacht bei den Durands mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen und zwei mit Lebensmitteln beladenen Armen eingestellt. Mit jubelnder Freude wurde sonst diese übliche und erwartete Ueberraschung begrüßt, aber diesmal hatte er verschlossene Türen vor-

gefunden. Verdutzt und ratlos befand er sich allein in der Stadt, inmitten der feiernden Stadt, allein mit seiner Enttäuschung, einem gebratenen Masthuhn und vier Dutzend Austern. Was sollte er tun? Sich wieder in sein Heim begeben und fraurig den Abend in seinem kalten, kleinen Zimmer verbringen? Das sagte ihm gar nicht zu. Oder sollte er sein Bündel ablegen und sich in irgend einem Gasthaus unter die fröhlich feiernde Menge mischen? Auch diese Aussicht bot nichts Anziehendes für einen gesetzten Mann in bescheidenen Verhältnissen. Glücklicherweise war unser Galuchet abenteuerlustig veranlagt, besaß etwas Erfindungsgeist, einen silbernen Bart und ein goldenes Herz. So kam ihm ein prächtiger Einfall. „Da mich die Durands im Stiche gelassen haben“, sagte er sich, „werde ich auf gut Glück bei armen Leuten anklopfen, und wir, das Masthuhn, die Austern und ich werden wie Abgesandte des Himmels aufgenommen werden.“ Und durch den kalten Schnee stampfend, stieg er leichten Herzens zu den niederen Vierteln der Stadt herab. Hier und da blitzte ihm schwaches Licht aus kleinen Fenstern entgegen; er ging, auf das geringste Geräusch achtend, an den Mauern entlang, um nach einem bescheidenen Heim zu suchen, wo ein jeder ihn festlich bewillkommen würde.

Einer schlechten Eingebung folgend, hatte er sich zuerst einem großen Gebäude genähert, aus dem lachende Stimmen zu ihm drangen. Ein mürrischer Hund hatte ihn mit seinen spitzen Zähnen rasch in die Flucht getrieben. Eine elende Behausung hatte ihn durch ihr friedliches Äußeres angezogen. Aber auch da war nichts zu machen. Das Geräusch leise ausgehauchter Küsse hatte Galuchet belehrt, daß man sich etwas Besseres zu bieten hatte als seine Weichtiere und sein Hühnervieh. Seit fast einer Stunde lief er herum! Mutlos und auch müde, in dem eisigen Schlamm herumzuwaten, wollte er schon kehrt machen und sich wieder nach Hause begeben, als er durch eine Tür folgendes Zwiegespräch mit anhörte: „Nein, wie schade, daß man gar nichts hat, um das Ereignis würdig zu begehen!“ sagte eine Frauenstimme. „Man hätte den kleinen Silvester gefeiert.“ „Aber mach dir doch nichts daraus, Alte. Wenn wir auch keinen guten Hapen-Pappen haben, so werden wir doch einer alten Flasche den Hals umdrehen.“ „Endlich hab' ich's getroffen!“ dachte Galuchet glücklich; und mit dem Knaule seines Stockes klopfte er dreimal an die Tür. Die Frau, eine wackere Alte, nahm ihn freudig auf. „Zu spät, Sie kommen zu spät! Aber was macht das, wenn alles gut abgelaufen ist.“ Dann wandte sie sich zu ihrem Manne: „Ja, Franz, worauf wartest du denn eigentlich, um dem Doktor behilflich zu sein? Ich werde gleich den Kleinen holen, der bei seiner Mutter schläft.“

Und zwei Minuten später saß Galuchet, der sich seines Mantels und seiner Lebensmittel entledigt hatte, ohne daß er auch nur ein Wort hätte hervorbringen können, vor einem warmen Feuer mit einem Neugeborenen auf den Knien, einem rötlichen Neugeborenen, das anscheinend von seiner ersten Berührung mit dem Leben befriedigt war. „Genau um Mitternacht ist er gekommen“, erklärte die Großmutter, „und deswegen haben wir ihn Silvester genannt. Fassen Sie ihn nur unter, er wiegt gut und gern seine acht Pfund. Schauen Sie nur die Arme, die runden Backen und den prallen kleinen Bauch an! Wie niedlich er doch ist! Ganz das Ebenbild Maries, seiner Mutter. Man möchte darauf schwören, daß er Ihnen zulächelt, Herr Doktor!“ Sie hätte noch weiter geredet, wenn Galuchet sie nicht unterbrochen und in größtes Erstaunen versetzt hätte, als er erklärte: „Sie irren sich meine Güte, ich bin nicht der Arzt.“ „Wer sind Sie denn?“ fragte sie. „Ich bin der Onkel aus Amerika. Ich bringe keine Austern und ein feistes Federvieh, um das Fest mit Ihnen zu begehen. . . wenn Sie mich nicht abweisen.“ „So was!“ rief der Alte, dessen Augen vor Begierde glänzten. „Das kommt nicht alle Tage vor! Gerade in dem Augenblick, als Sie gekommen sind, sagte meine Frau zu mir. . .“ „Ich habe gehört“, erwiderte Galuchet, „und deswegen bin ich auch eingetreten.“ Jetzt erzählte er seine Geschichte. Seine Gastgeber fanden sie recht hübsch. Darauf bereitete man das Festmahl her. Die Frau würzte das Essen noch durch eine duftende Zwiebelsuppe und leckere Apfelsinenschnitte. Der Alte zog einige ehrwürdige Flaschen, die vor 20 Jahren gefüllt waren, aus dem Keller. „Man hatte sie“, sagte er, „für die Hochzeit unserer Marie aufgehoben. . . aber die Hochzeit hat nicht stattgefunden. Der Lump, der sie verführte, hat sie vor sechs Monaten sitzen lassen. Und doch ist das Mädel so brav, so lieb, das kann ich Ihnen versichern, und sie wird arbeiten, um den kleinen Silvester aufzuziehen.“ „Sie wird einen Mann finden“, bemerkte Galuchet. „Mit einem Bengel? Stellen Sie sich vor! Na, reden wir lieber nicht darüber. Heute Abend wollen wir lustig sein. . . kosten wir einmal diesen alten Burgunder.“ Es war acht Uhr und bereits heller Tag, als Galuchet durch ein klägliches Wimmern aus seinem Schlaf herausgerissen wurde.

Sein Mund war schleimig, seine Gedanken ein wenig verworren und die Glieder von dem Ruhen auf dem Sofa zerschlagen. Eine dampfende Schokolade gab ihm seine Zuversicht wieder. Als er dann etwas Toilett gemacht hatte, rief ihn die Alte, damit er sich den kleinen Silvester ansähe. Man hatte in Maries Zimmer aufgeräumt. In weiß geledet, etwas bläulich lächelte die junge Mutter, an die sich der kleine Silvester schmiegte. Bewegt höchst bewegt drückte Galuchet die Hand, die sie ihm reichte. Dann küßte er zärtlich das Fäustchen des Kindes, des armen kleinen Kindes, das keinen Vater hatte. Er wollte schon gehen, als der Großvater ihn zurückhielt. „Wenn es Ihnen recht ist, komme ich mit. Ich muß nämlich aufs Rathaus, um den kleinen Kerl anzumelden. Vielleicht sind Sie auch so liebenswürdig, mir als Zeuge zu dienen.“ „Gerne!“ meinte Galuchet. Und Seite an Seite schritten sie durch die Stadt, die unter ihrem weichen Schneemantel versunken dalag. Bevor sie das Rathaus betraten, nahmen sie als zweiten Zeugen den Kastanienhändler von der Ecke hinzu. „Bitte das Meldeamt!“ „Im zweiten Stock, die Tür links.“ Der alte Franz näherte sich schüchtern dem Sekretär: „Es ist wegen einer Geburt.“ Etwas verwirrt zählte er auf: das Datum des Ereignisses, das Geschlecht, die Vornamen des Kindes. . . „Der Name des Vaters?“ fragte der Beamte. „Der Name des Vaters? Ich. . .“ Errötend, verlegene erregte der arme Alte Mitleid; er suchte nach einer Form, die seine Marie in den Augen der Fernstehenden, des Sekretärs und des Kastanienhändlers, nicht zu sehr belastete, aber er fand sie nicht. „Also, wie ist der Name des Vaters?“ wiederholte der Schreiber seine Frage. Was ging jetzt in Galuchets Seele vor? Ich habe schon gesagt, daß er ein goldenes Herz hatte; auch wissen wir, daß er in der Nacht einige Flaschen geleert hatte und. . . wir haben ihn tief bewegt am Bette des kleinen Silvester und seiner jungen Mutter gesehen. Was ging in seiner Seele vor? Ich vermag es nicht zu sagen. Fest steht jedenfalls, daß er mit der einen Hand den Alten zurückschob, dem Sekretär seinen Ausweis zeigte und mit entschlossener Stimme erklärte: „Der Vater bin ich.“ Und so brachte das Neue Jahr dem kleinen Silvester das schönste Geschenk, das er sich nur wünschen konnte: einen Papa!

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Ernst Levy.

Silvesterspu k vor Verdun

Von Hermann Schühinger

Im Morgengrauen des 1. Januar 1915 überreichte ein Parlamentär des deutschen Kronprinzen vor Verdun dem General Sarrail einen Neujahrswunsch in Form einer Photographie

Die Maashöhen vor Verdun sind in Eis und Schnee erstarrt. Die Wälder stehen da wie riesige, mit Schnee überschüttete Blöcke. Die Pappeln an der Maas ragen wie Schote aus den weißen Wiesen empor. Nur auf den Höhen rings um die mit einem Halbkreis der deutschen Front umgebene Stadt grollt die Artillerie und rumpelt der Schützengrabenkampf. Das Verdun von 1916 und 1917.

Die deutsche Angriffsfront, die sich wie ein riesiges Band zur Marneschlacht um den Eckpfeiler der Festung nach Südwesten gebogen hat, ist wieder zurückgeschwenkt und aus dem Argonnerwald dehnt sich über das Maastal bei Consenvoye hinweg die Schützengrabensfront durch die Berghöhen des Woevre nach Süden gegen St. Mihiel. Der erste Chock der Marneschlacht ist verraucht. Man hat sich in den Boden gegraben und nicht ohne Erfolg gegen die feindliche Artillerie und Infanterie geschützt. Es ist nahezu gemächlich geworden vor Verdun beiderseits der Maas.

Hinten in Stenay, dem kleinen Maasstädtchen zwischen Verdun und Sedan hat der Kronprinz sein fideles Feldquartier aufgeschlagen. Er nimmt den Krieg bei weitem nicht so ernst wie sein Herr Papa. Am Morgen erledigt er einige Unterschriften im Büro, dann fährt er im Maastal die Straße entlang nach Consenvoye, steigt dort auf die berühmte Kronprinzenhöhe 218, von der aus man so schön nach Süden in Richtung Verdun beobachten kann. Zum Mittagsbrot ist der junge Herr bereits wieder im Kasino des A.O.K. zurück. Den Nachmittagskaffee nimmt er in irgendeinem Estaminet an der Maas, plaudert mit den Damen hinter der Theke oder mit der Tabakverkäuferin am Markt. Dann ist das Tagwerk so ziemlich erfüllt.

Auf der Höhe 329 bei Consenvoye betrachtet man den jungen Herrn immer noch als eine angenehme Abwechslung, als eine zur Verdunfront gehörige Figur, die zu plaudern und gelegentlich kleine Liebesgaben zu verschenken versteht. Heute ist der letzte Tag im ersten Jahr des großen Krieges. Kein Mensch

weiß recht, wie man sich dazu stellen soll. Kein Mann der 6. Kompagnie des Regiments 310 hat jemals Silvester im Kriege erlebt. Darum herrscht eine angenehme Spannung, was wohl heute Nacht vor sich gehen mag. Die Vorposten-Kompagnie hat vor ihre Gräben auf dem Gipfel der Höhe 329 einen Unteroffizier mit 10 Mann als vordersten Grabenposten vorgeschoben. Der Unteroffizier ist Techniker aus Berlin. Seine 10 Mann sind schwerblütige Bauern aus der Uckermark. Sie haben sich von der Molleville-Ferne drüben im Wald ein paar kleine Tannen und Kerzen besorgt und ihren Unterstand etwas feierlich herausgeputzt.

Gegen Abend kommt noch einmal der Major vorbei und sorgt, daß der „Kriegsgeist“ in der kommenden Nacht nicht etwa flöten geht! „Geben Sie mir genau Obacht, Unteroffizier! Lassen Sie sich nicht durch das Silvestergeschmuck den Kopf verwirren! Schießen Sie auf alles, was sich drüben auf der Brabanter Höhe zeigt! Und wenn sich irgendein Schatten aus dem feindlichen Graben löst, dann raus und vor! Schnell einige Gefange gemacht! Die Schufte sollen nicht zur Ruhe kommen — auch nicht in der Silvesternacht!“ Der Posten hört nachdenklich zu, putzt seine Gewehre, holt sich die letzten Liebesgaben aus dem Tornister und erwartet die Nacht. Sie verläuft auch nicht anders wie jede andere zuvor. Die Posten knallen. Die Artillerie schießt planlos ins Gelände. Minenwerfer hat es damals noch nicht gegeben, auch keine Flammenwerfer und Gasgeschichten — und so steht man an der Grabenbrüstung, beobachtet nach dem Gegner und wundert sich, daß das erste Kriegsjahr ohne Sensation zu Ende geht. Um 12 Uhr nachts aber prasselt plötzlich das Infanterief Feuer los. Irgend ein Witzbold in irgend einem Grabenloch hat mit ein paar Kameraden eine Salve in den Himmel geschossen. Der Nachbar und der Feind zuckt zusammen und schießt auch und am Schluß brandet eine riesige zum Himmel knatternde Salve wie ein gespenstiges Feuerwerk um Verdun.

Gegen Morgen wird der Unteroffizier des Grabenpostens Höhe 329 plötzlich aus seinem Dösen herausgerissen. Eine Offiziersgruppe steht vor ihm. Ein Oberst und ein Hauptmann. Ein Trompeter der Stabswache steht hinter ihnen. „Weisen Sie uns den Weg nach dem Feind!“ Der Unteroffizier staunt. Im ganzen Krieg hat er noch keinen Parlamentär mit Trompete und weißer Fahne gesehen. Er tastet sich vorsichtig die Höhe herunter in Richtung Brabant und weist den Offizieren den Partouillenweg durch den Stacheldraht. Der Trompeter nimmt sein Instrument an den Mund, bläst hell und laut. Die weiße Fahne wird geschwenkt. Drüben heben sich ein paar Schatten aus dem Graben empor. Die Offiziersgruppe verschwindet in der Nacht.

Im Grabenposten 329 stehen die 10 Mann staunend vor ihrem Unterstand und starren in die Nacht. Der Trompeter wartet bei ihnen, bis sein Herr zurück ist und weist zunächst jede Frage mit Achselzucken zurück. Endlich hat ihn der Unteroffizier so weit: „Ja — das ist wohl ne tolle Idee von unserem jungen Herrn. Er hat sich gestern partout in den Kopf gesetzt, man müsse den Franzosen zum Neujahr gratulieren — und schließlich hat dann der Stabschef, der Herr von Gundeln, die Sache zurecht gemacht: eine Photographie mit der Unterschrift und der Adresse des Generals Sarrails, Oberstkommandierenden von Verdun: „Herr General! Ich wünsche meinem ritterlichen Gegner ein frohes neues Jahr. Wilhelm, Kronprinz.“ „Das kann doch nicht sein!“ wagt der Unteroffizier zu zweifeln, „unser junger Herr kann doch denen da drüben nicht gut zum neuen Jahr gratulieren! Ich verstehe nischt von Krieg und Bolidik, aber so wat, nee, nee, det kapier ich nich!“

Die Banern an der Uckermark stehen schweigend umher. Sie sehen vor sich die Nacht wie eine riesige Wand, die so manches verhüllt. Ihre Gehirne arbeiten mit heißem Stoßen. Sie haben natürlich noch nicht Remarque und noch nicht Renn gelesen. Sie können das nicht ausdrücken und nicht fassen, was man heute sagt und denkt. Sie sehen nur den Offizier vor sich, der im Auftrag des Kronprinzen dem General der Franzosen die Photographie überbringt.

Ihre Köpfe arbeiten wie Mühlsteine, zwischen denen ein böser Junge Sand gestreut hat. Sie knarren und quietschen — und sie kapieren nicht. Der Unteroffizier aber prustet los: „So ein Skandal! Wir sollen uns totschießen und sollen zwischen den Gräben verrecken! Und der da — der schiekt seine Gratulation nach Verdun!“

Die ersten Morgennebel liegen über der Maas. Schneewolken ballen sich zusammen und ein scharfer Nordost jagt sie, gespenstisch über die Maashöhen hinweg. Der Unteroffizier steht nachdenklich am Ausguck seines Grabens, die zehn Bauern wie ein Bollwerk hinter ihm: „Seht ihr die drei Wolken überm Berg! Sehen die nicht aus, wie drei Reiter? Wie unser junger